

SCHICKSALE UND
BEGEGNUNGEN
IM DREILAND
1933–1945

NIE
GEHT
ES NUR
UM VER
GANGEN
HEIT

Wolfgang Benz
Johannes Czwalina
Dan Shambicco
(Hrsg.)

Dittrich

Nie geht es nur um Vergangenheit

Leseprobe

Wolfgang Benz
Johannes Czwalina
Dan Shambicco

Nie geht es nur um Vergangenheit

Schicksale und Begegnungen
im Dreiland 1933–1945

Dittrich

Wir glauben, dass ein unvoreingenommener und zugleich konzentrierter Rückblick den angenehmen Nebeneffekt hat, Lebensqualität und Verständnis in unserem Heute zu vermehren. Gegenwärtig wiederholt sich vieles, was sich nicht wiederholen müsste. Nach einer »zufälligen« Begegnung in der Gedenkstätte Riechen einigten wir uns als Christ und als Jude darauf, uns gemeinsam dem Ziel der Versöhnung zu widmen.

Johannes Czwalina
Dan Shambicco

© Dittrich Verlag ist ein Imprint
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2018
Satz: Gaja Busch
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch
Printed in Germany
ISBN 978-3-947373-22-2

www.dittrich-verlag.de

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Es ist bemerkenswert, dass zwei bis drei Generationen nach dem Krieg Enkel und Urenkel in bisweilen mühsamer Kleinarbeit den Versuch unternehmen, die Biografien ihrer Groß- und Urgroßeltern zu rekonstruieren. Sie sind neugierig nach mehr Verständnis über eine Vergangenheit, die sie selbst zwar nicht erlebt haben, die jedoch einen Teil ihrer Gefühle und Identität bestimmt. Sie wollen wissen, woher sie kommen, damit sie besser verstehen, was sie ausmacht und wer sie sind. Sie wollen wissen, wie die, die vor ihnen gelebt haben, fühlten und dachten und aus welchen Motiven heraus sich ihr Handeln zwischen Mut und Anpassung, Sensibilität und Abstumpfung ableiten ließ. Sie suchen Orientierung für sich selbst.

Sie ahnen, dass das vergangene Leben ihrer Vorfahren irgendetwas mit ihrer gegenwärtigen Befindlichkeit zu tun hat, und dass sie ein fehlendes Puzzlestück der Vergangenheit zur eigenen Orientierung brauchen, um ihre Herkunft, ihre Gefühlswelt, ihre eigene Identität besser deuten zu können. Als würden sie eine Landkarte ihrer gegenwärtigen Vergangenheit in sich tragen, ahnen sie, dass die Entdeckung dieser Landkarte für sie sehr wichtig ist. Ohne sie bleibt die Suche nach dem unbekanntem Puzzlestück ihrer eigenen Biografie und Persönlichkeitsfindung unvollständig.

Geschichte entwickelt sich weiter mit den Ereignissen, die von Generation zu Generation aus neuen Blickwinkeln gesehen werden. Bereits Abgehaktes kann plötzlich wieder als offenes Thema im Raum stehen.

Flüchtlingsgeschichten und Flüchtlingsschicksalen in der Region des Dreilandes möchten wir in diesem Buch nachspüren. Während der Kriegsjahre war ihr Schicksal oft ein Tabuthema in der Öffentlichkeit und wurde ausgeblendet. Auch nach dem Krieg gab es andere Themen, die im Vordergrund standen. Erst

50 Jahre nach Kriegsende, am 7. Mai 1995, äußerte sich der damalige Schweizer Bundespräsident Kaspar Villiger in einer Rede vor der vereinigten Bundesversammlung zu gewissen Fehlern der Vergangenheit, insbesondere bei der Flüchtlingspolitik. Es dauerte weitere Jahre, bis sich das eidgenössische Parlament mit jenen Menschen befasste, die in Abweichung zu den Weisungen aus Bern das Richtige und Notwendige taten und dafür von zivilen oder militärischen Gerichten bestraft wurden. In den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts schrieb der Chefredakteur der schweizerischen parteipolitisch unabhängigen Wochenzeitung »Nation« Peter Surava: »Und die Welt wird fragen: Was habt ihr mit denen getan, die in größter Not, den Tod im Rücken, an die Türe eures Hauses klopfen? [...] Habt ihr, die ihr so viel von Menschlichkeit redet, mit offenen Armen und warmen Herzen eure Türen geöffnet und die Mühseligen und Beladenen, die Getretenen und Geächzten zu euch genommen? Oder habt ihr sie zurückgewiesen in das Meer von Leid und Qual, nachdem sie euch erschöpft und ermattet schon die Hand entgegenstreckten, den flehenden Blick auf das weiße Kreuz im roten Feld gerichtet? Habt ihr nicht damals das Gleichnis vom Rettungsboot erfunden, das Boot, das sinken müsse, wenn es überladen werde?« Dieser Artikel, der unter dem Titel »Über allem: Die Menschlichkeit« erscheinen sollte, wurde von der eidgenössischen Pressezensur verboten.¹

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der Journalist Albert Oeri. Als langjähriger Chefredakteur der »Basler Nachrichten« und als Nationalrat engagierte er sich nach 1933 gegen den Nationalsozialismus. In seinen Leitartikeln kämpfte er für die Presse- und Informationsfreiheit und trat für die Aufnahme von Flüchtlingen ein. Er galt seinerzeit als bedeutends-

1 Peter Surava wurde verwarnt wegen unerlaubter Verbreitung von Gräuelpropaganda gegen eine mit der Schweiz »befreundete Macht«, gemeint war Nazideutschland.

ter schweizerischer Kommentator der Weltpolitik. Von ihm stammt auch der Ausruf, der damals viele empört hat: »Unser Rettungsboot ist noch nicht überfüllt, nicht einmal gefüllt. Solange es noch nicht gefüllt ist, wollen wir aufnehmen, was Platz hat. Sonst versündigen wir uns!«

Die letzten Zeitzeugen, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt haben, sterben in diesen Tagen. In diesem Buch sollen ihre verklingenden Stimmen zu Wort kommen. Jede Begebenheit, die in dem alten Bahnwärterhäuschen, welches an einem der Fluchtwege für Flüchtlinge des Zweiten Weltkrieges in dem Schweizer Grenzort Riehen liegt, erzählt wurde, lässt die mehr als 75 Jahre, die seither vergangen sind, vergessen – so als ob die damalige Gegenwart immer noch da ist und nur die Zeit dazwischen ein wenig vergangen ist.

Ehemalige Flüchtlinge berichten, deren Heimat in der Zwischenzeit das Dreiländereck geworden ist, oder deren Fluchtweg unsere Gegend gekreuzt hat. Zeitzeugen nutzten bisweilen einen Besuch in der Gedenkstätte in Riehen, um ihre Erlebnisse zu erzählen oder Geschichten, die sie von anderen hörten. Unter den Erzählern befanden sich nicht nur letzte Überlebende des Holocaust und deren Kinder, sondern auch Nachkommen von Tätern. Einige sprachen über die Naziverwicklung ihrer Vorfahren, lüfteten dunkle Familiengeheimnisse oder lüfteten die Decke des Schweigens, die sich über ihre Familien gelegt hatte. Andere berichteten von unbelasteter, behüteter Kindheit trotz dunkler politischer Wolken, die an ihnen unbemerkt vorbeizogen. Bei manchen überwog die Dankbarkeit für erlebte Bewahrung. Anderen stand immer noch das unverarbeitete Leid im Gesicht. Für sie erwies sich die Volksweisheit: »Die Zeit heilt alle Wunden« zeitlebens als Illusion.² Der Schmerz hatte ihnen den

2 Klier, Freya: *Verschleppt ans Ende der Welt. Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern*. Berlin 1996, S. 11.

Mund verschlossen, und nun – so viele Jahre später – wagten sie das Sprechen, weil sie gewahr wurden, dass die körperliche und seelische Robustheit, die ihnen bisher noch als Schutzmauer diente, um ihr Schweigen aufrecht zu erhalten, nun zu bröckeln beginnt. Beim Erzählen bekundeten sie bisweilen Schuldgefühle, dass ausgerechnet sie überlebt haben, oder sie baten uns ausdrücklich darum, ihren Namen nicht preiszugeben.

Einige von ihnen wohnen in unserer Region. Jede Begebenheit, die in diesem Buch geschildert wird, hat einen Bezugspunkt zu dem Ort der Gedenkstätte in Riehen, der an die Inzlingerstraße und an die Bahnlinie grenzt, also an einer der Fluchtrouten zumeist jüdischer Flüchtlinge in der Zeit zwischen 1933 und 1945. Wir sprachen mit Menschen, denen die Zuflucht in die rettende Schweiz gelang, wir hörten von den Schicksalen Zurückgewiesener, deren Leben im KZ endete oder doch auf wundersame Weise gerettet wurde. Sie erzählten ihre Geschichten zwischen Dankbarkeit und Bitterkeit, zwischen Versöhnung und Schmerz.

Diese letzten Zeitzeugen sterben nun endgültig aus. In wenigen Jahren wird von ihnen keiner mehr unter uns sein. Alles, was wir in weniger als zehn Jahren hören werden, sind dann nur noch Berichte aus zweiter Hand. In der Begegnung mit diesen Menschen, mit ihren Geschichten rückt uns die Vergangenheit noch einmal einzigartig nahe, bevor sie uns unversehens ganz leise wie durch eine Hintertür entgleiten wird.

Als uns die drei alten »Munz-Brüder« im Bahnwärterhäuschen – der heutigen Gedenkstätte – ihren Besuch abstatteten, zeigten sie uns die Fotos, die ihre Kindheit in diesem Haus nachzeichneten. Auf einem sieht man sie vor der Hintertür im und am Kinderwagen. Diese Tür ist bis heute unverändert. Sie erzählten von dem einzigen Riehener Polizeiwagen, den sie als Kinder fasziniert beobachteten, wenn dieser bisweilen mehrmals täglich an ihrem Bahnwärterhaus in Richtung »Eiserne Hand« vorbeifuhr, um aufgegriffene, meist jüdische Flücht-

linge abzuholen. 15 Minuten dauerte es meist, bis das offene Polizeiauto auf dem Rückweg wieder an ihnen vorbeifuhr. Die meist jüdischen Flüchtlinge auf der Pritsche wurden in Richtung Grenze Riehen-Stetten gebracht und dort der Obhut der deutschen Behörden übergeben, oder das Polizeiauto fuhr sie direkt in den Lohnhof (Gefängnis Basel). Sie beschrieben ihre Kindheit in diesem Haus als Kinder einer deutschen, in der Schweiz geduldeten, Bahnwärterfamilie.

Die Berichte der »Munz-Brüder« gaben uns den letzten Anstoß zum Aufbau der bisher einzigen Schweizer Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg, auf die wir in einem späteren Kapitel noch eingehen werden.

Einige der Berichte, die uns erzählt wurden, sind auch schon von anderer Seite historisch aufgearbeitet worden, andere Berichte in diesem Buche noch nicht. Und viele Ereignisse liegen noch ganz unerforscht und unbearbeitet in den Basler Archiven.

Dieses Buch will keinen exklusiven Platz einnehmen, sondern sich als Ergänzung anderer lesenswerter Bücher³ eingeordnet sehen.

Die Herausgeber

3 Lukrezia Seiler/ Jean-Claude Wacker: *Fast täglich kamen Flüchtlinge*. Basel 2013. Heiko Haumann/Erik Petry/ Julia Richers: *Orte der Erinnerung*. Basel 2008. Wolfram Wette Hrsg.: *Stille Helden, Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkrieges*. Freiburg im Breisgau 2014.

Inhalt

1. Warum erinnern wir uns?	17
<i>Wolfgang Benz</i>	
Verfolgung, Vertreibung, Flucht	19
<i>Johannes Czwalina</i>	
Der Auftrag der Gedenkstätte in Riehen	30
<i>Stefan Keller</i>	
Die Schweizer Abweisungspolitik	39
<i>Kassandra Hammel</i>	
Ein letztes Schlupfloch für Flüchtlinge	42
2. Kreuzweg Dreiland	47
<i>Erna Gloor</i>	
Zwischen den Fronten auf dem Bauernhof	49
<i>Hans Peter Wenk</i>	
Meine Kindheit in Riehen	56
Meine Kindheit in Basel	61
Meine Kindheit in Lörrach	66
<i>Hansjörg Noe</i>	
»Sie gaben ihr einen Tritt in den Hintern«	77
<i>Hansjörg Hänggi</i>	
»Hans im Krieg«	81
<i>Fritz Epple</i>	
»Alle konnten es sehen, wenn sie wollten«	83
<i>Giovanni</i>	
»Ein offenes Haus für Flüchtlinge«	87
<i>Susann Müller Steffen</i>	
»Rettung durch Familie Steffen«	95
<i>André Wehrli</i>	
Nationalsozialisten in Basel	105
In der Basler Hitlerjugend	109

<i>Jean-Pierre Meylan</i>			
Ich musste ein ganzes Leben an Sylvain denken	115		
Deutsche Zeitung in der Schweiz	121		
3. Geglückte Flucht	129		
Flucht über die grüne Grenze	131		
<i>Heinz Müller</i>			
Durch Paul Grüninger gerettet	140		
<i>Dr. Ernst Follender</i>			
Flucht von Wien nach Basel	156		
<i>Susanne Guski-Leinwand</i>			
Riehen: Letzte Spur eines Nazi-Ideologen	161		
<i>David Klein</i>			
Die letzte Chance	171		
<i>Winfried Meyer</i>			
Ein Wutanfall Hitlers ebnete den Weg	177		
<i>Roland Paul</i>			
Ach ja, die Schweiz	188		
<i>Alfred Hoffmann</i>			
»Komme ich da rüber?«	202		
<i>Lucy Mathilde Businger</i>			
Tückische Schweizer Grenze	207		
<i>Petra Bonavita</i>			
Elisabeth Neumann – Flucht in Schwestertracht . . .	212		
<i>Gabriele Bergner</i>			
Rettung durch Kindertransport – Kurt Lamm	217		
<i>Gabriele Bergner</i>			
Die zermürbende Angst vor Ausweisung – Die Familie Lande	228		
<i>Heinrich Katz</i>			
Bittere Erinnerungen an die Durchgangsstation Schweiz	243		
4. An der Grenze gescheitert	251		
<i>Gabriele Bergner</i>			
In den Tod nach Abweisung – Siegfried und Walter Weil	253		
<i>Gabriele Bergner</i>			
Schwerwiegende Folgen einer verzögerten Einreisebewilligung – Die Wiener Familie Eisenberger mit Hans Ewald Rosenthal	260		
<i>Hansjörg Noe</i>			
»Gescheitert an der Grenze«	267		
<i>Daniel Chiquet</i>			
Aus dem Leben eines Schweizer Grenzwächters	293		
<i>Gabriel Heim</i>			
Kurt Preuss: Fremdenpolizei-Akte 29496	295		
Im Bahnhof der Deutschen Reichsbahn auf Schweizer Territorium – Die Gebrüder Munz	301		
Abweisungsprotokolle an der Schweizer Grenze in den Jahren 1938–1939	307		
5. Menschen die Mut bewiesen haben	331		
<i>Dorothee Stoll</i>			
»Der Rorschacher Brief«	333		
Brief der 160 Riehener Frauen	340		
<i>Cioma Schönhaus</i>			
»Der Passfälscher«	343		
<i>Johannes Czwalina</i>			
Gertrud Luckner »Wer wagt es, sich den daher donnernden Zügen entgegenzustellen?«	351		
6. Nachkommen von Opfern und Tätern	359		
<i>Silvia Pauli</i>			
Meine Befreiung von dem Erbe meines Großvaters . . .	361		

<i>Michael Kogon</i>	
»Einfach mal normal sein«	369
<i>Andrzej Szpilman</i>	
»Mein Vater, der Pianist«	388
7. »Die letzten Zeugen des Holocaust«	405
<i>Franziska Pelc</i>	
Ein Kind in Auschwitz	407
<i>Ivan Lefkovits</i>	
Durch die Hölle von Bergen-Belsen	440
<i>Shlomo Graber</i>	
Über Liebe und Vergebung	448
<i>Arkadi Scheinker</i>	
Der Holocaust in Riga	456
<i>Stefan Guttman</i>	
Von Auschwitz nach Buchenwald	461
<i>Jakob Fersztand</i>	
Die Nationalsozialistischen Lager in Polen	468
<i>Alfredo Ceccarelli</i>	
Dunkle Zeiten an der Adria	489
8. Zeittafel (1911–1945)	495
9. Die Herausgeber	503

1. Warum erinnern wir uns?

WOLFGANG BENZ

Verfolgung, Vertreibung, Flucht

Über die Schwierigkeiten,
dem Nationalsozialismus zu entkommen

Asylsuchende sind selten willkommen. Das spürten auch die Flüchtlinge aus Hitler-Deutschland, die in Frankreich und Großbritannien, in den USA oder Südamerika Aufnahme beehrten. Man duldete sie, gab ihnen aber keine Arbeit oder man internierte sie, weil man zwischen Verfolgten und ihren Verfolgern nicht richtig unterscheiden konnte: In Frankreich wie in Großbritannien sperrte man die Flüchtlinge aus Deutschland als »enemy aliens« in Lager oder deportierte sie, das war das britische Modell, unter unwürdigen Umständen nach Australien und Kanada. Für Nachbarländer des Deutschen Reiches war es am einfachsten, die Einlass Begehrenden gleich an der Grenze abzuweisen, wie es die Schweiz praktizierte.¹

Flüchtlinge sind im völkerrechtlichen Sinne Menschen, die ihr Heimatland aus begründeter Furcht vor Verfolgung wegen ihrer ethnischen oder nationalen Zugehörigkeit, ihrer Religion, ihrer politischen Überzeugung oder ähnlichem verlassen haben. So ist es 1951 in der Genfer Flüchtlingskonvention festgelegt worden. Völkerrechtlich gelten Flüchtlinge als besonders schutzbedürftig. Im Grundgesetz schrieben die Gründerväter der Bundesrepublik Deutschland deshalb seinerzeit als Nutzanwendung der Geschichte das Recht auf politisches Asyl fest.

1 Zum Thema Schweiz als Exilland s. Hermann Wichers: Schweiz, in: Claus-Dieter Krohn u.a. (Hrsg.), *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*, Darmstadt 1998, S. 375–383. Dort ist auch die Standardliteratur genannt.

Fünfundzwanzig Jahre später wurde der Anspruch reduziert: Verfahren wie die »Flughafenregelung« oder die »Sichere Drittstaaten-Klausel« dienen der Abwehr der unerwünschten Asylbewerber im Vorfeld.² Auch die Europäische Union verteidigt ihre Grenzen gegen Flüchtlinge und Hilfesuchende, die als Schiffbrüchige vor Italiens oder Spaniens Küsten stranden, in Marokko die Zäune von Lagern überrennen, oder auf der »Balkanroute« ins vermeintliche Paradies streben.

Die Emigration aus Hitlerdeutschland war sowohl Flucht vor Verfolgung als auch Vertreibung. Traf das erste vor allem für die Gegner des Nationalsozialismus zu, die sich im politischen Exil »mit dem Gesicht nach Deutschland«³ mindestens bis zum Krieg als Kämpfer und Widerstandleistende verstanden und dann in den Exilländern in aller Welt versuchten, »das andere Deutschland« zu verkörpern und Pläne für eine Gesellschafts- und Staatsordnung in Deutschland nach Hitler schmiedeten, so war die Emigration der deutschen Juden immer Vertreibung, auch wenn die Auswanderung in den ersten Jahren des Regimes freiwillig erfolgte.

Bis in die Kriegsjahre hinein war es erklärtes Ziel nationalsozialistischer Ideologie, die Juden aus dem Land zu treiben, dazu diente die gesetzliche und soziale Diffamierung der Minderheit. Die nationalsozialistische Politik gegenüber den Juden war indes widersprüchlich,⁴ sie forcierte deren Auswanderung durch Dis-

2 Wolfgang Benz (Hrsg.): *Umgang mit Flüchtlingen. Ein humanitäres Problem*, München 2006.

3 Erich Matthias (Hrsg.): *Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlass von Friedrich Stampfer, ergänzt durch andere Überlieferungen*, bearb. von Werner Link, Düsseldorf 1968.

4 Saul Friedländer: *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933–1939*, München 1998; Wolfgang Benz: *Flucht aus Deutschland. Zum Exil im 20. Jahrhundert*. München 2001.

kriminierung, und sie behinderte die Ausreise durch systematische Ausplünderung in Gestalt von Kontributionen, Sondersteuern, ruinösen Bestimmungen des Vermögenstransfers. Die jüdische Emigration stand unter ganz anderen Vorzeichen als der Exodus der Politiker, Wissenschaftler, Literaten und Künstler. An deren Exil hatten die Nationalsozialisten kein Interesse, im Gegenteil. Die Eingliederung bekehrter Sozialisten und anderer Regimegegner in die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« war erklärtes Ziel des Staats, und ebenso hätte man sich mit den Schriftstellern, Schauspielern und Musikern und anderer exilierter Prominenz (sofern sie nicht jüdisch war) gerne vor der Welt geschmückt.

Das politische Exil, und das gleiche galt in hohem Maße für Künstler und Wissenschaftler, lebte auf Zeit in der neuen Umgebung des Aufnahmelandes. Die Juden aus Deutschland überschritten die Grenzen jedoch im Gefühl der Endgültigkeit ihrer Ausreise. Sie erhofften, mit Gefühlen der Bitterkeit über die erfahrenen Demütigungen und Kränkungen, den Heimatverlust, die Verweigerung des gesellschaftlichen Status und politischer Rechte, neue und endgültige Existenzmöglichkeiten in der Fremde. Natürlich gab es, zumal in der ersten Emigrationswelle aus NS-Deutschland, Überschneidungen; nicht wenige Emigranten waren sowohl aus politischen Gründen wie als Juden auf der Flucht. (Und nicht wenige kehrten nach enttäuschender Emigrationszeit nach ein oder zwei Jahren sogar nach Deutschland zurück.) Die unterschiedliche Ausgangslage der politischen und der jüdischen Emigration, der konträre Erwartungshorizont änderte freilich nichts an der Gemeinsamkeit elender materieller Lebensumstände. Alle Emigranten – die dünne Schicht der begehrten Prominenz ausgenommen, die wie Albert Einstein oder Thomas Mann Deutschland früh verlassen hatte und internationales Prestige genoss – waren überall nur geduldete Asylanten oder Einwanderer auf den unteren Rängen

der sozialen Skala des Gastlandes, und die Juden unter ihnen hatten nicht einmal die Illusion der späteren Heimkehr.⁵

Flucht und Vertreibung der Juden aus Deutschland spiegeln in ihrer Intensität die nationalsozialistische Politik wider. 1933 verließen als Reflex auf die terroristischen Begleiterscheinungen der »Machtergreifung« 37–38.000 Juden Deutschland. Ihnen folgten 1934, in dem Jahr, in dem die Konsolidierung der NS-Herrschaft abgeschlossen war, 22–23.000. 1935 emigrierten 20–21.000 Juden. Das einschneidende Ereignis dieses Jahres, die Nürnberger Gesetzgebung, die Juden zu Staatsangehörigen minderen Rechts herabstufte, wirkte sich erst in der Statistik des Jahres 1936 mit 24–25.000 jüdischen Emigranten aus. Die scheinbare Beruhigung der Situation im Olympiajahr 1936, als nach dem Eindruck vieler Juden der antisemitische Aktionismus des Regimes sich gemäßigt zu haben schien, zeigte sich in nur 23.000 Emigranten im folgenden Jahr 1937. Die Verschärfung der judenfeindlichen Politik, ihr Umschlagen von Diskriminierung und Verfolgung durch legislatorische Akte in brachiale Gewalt, demonstriert durch die Austreibung der polnischen Juden im Oktober 1938 und durch die Pogrome der »Reichskristallnacht« im November 1938, führte zur größten Auswanderungswelle mit 33–40.000 Menschen bis Ende 1938 und 75–80.000 im Jahre 1939. Es war die Zeit des stärksten Auswanderungsdrucks, der durch die Inhaftierung der jüdischen Männer in Konzentrationslager unmittelbar nach dem 9. November 1938 und durch die »Arisierung« noch vorhandener jüdischer Unternehmen, durch den Abschluss der 1933 begonnenen Berufsverbote und durch die fortschreitende Entrechtung im öffentlichen und privaten Leben forciert wurde.

5 Wolfgang Benz (Hrsg.): *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration*, München 1991.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bedeutete das Ende der meisten Auswanderungsmöglichkeiten durch Schließung der diplomatischen Vertretungen und durch den Wegfall von Schiffspassagen und anderen Reisemöglichkeiten. 1940 konnten nur noch 15.000 Juden Deutschland verlassen, 1941 waren es noch 8.000. Trotz des Auswanderungsverbots, das am 23. Oktober 1941 erging – sechs Wochen nach der Polizeiverordnung, die den deutschen Juden das Tragen des Judensterns befahl –, entkamen in den Jahren 1942 bis 1945 noch etwa 8.500 Juden aus Deutschland. Nach den Arbeitsberichten des Zentralausschusses für Hilfe und Aufbau bzw. der Reichsvertretung der Juden in Deutschland hatten 1933 bis 1941 zwischen 257.000 und 273.000 Juden Deutschland verlassen.⁶ Insgesamt wird die Zahl der jüdischen Emigranten aus Deutschland auf 278.500 geschätzt. Der Massermord, der mit Deportationen in die Ghettos und Vernichtungslager in Polen und im Baltikum begann, war seit dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion im Sommer 1941 längst im Gange.

Die im Nachhinein aus dem Wissen um die verwirklichten Konsequenzen nationalsozialistischer Ideologie gestellte Frage, warum sich die deutschen Juden der mit Hitler und der NS-Herrschaft drohenden Katastrophe nicht mehrheitlich durch rechtzeitige Flucht aus dem deutschen Machtbereich entzogen haben, verfehlt die Realität ebenso wie sie Mentalität und soziale Situation der Juden in Deutschland nicht begreift. Der Ausreise standen ökonomische und administrative Schwierigkeiten entgegen, und beträchtlich waren die politischen Hindernisse, die den Juden aus Deutschland (und später aus ganz Europa) von potentiellen Aufnahmeländern in den Weg gelegt wurden. Der mit der Emigration fast immer zu erwartende Statusverlust und die für die Exilländer fehlende berufliche Qualifikation waren weitere Hindernisse. Das Selbstverständnis der hoch assimilier-

6 Juliane Wetzel: *Auswanderung aus Deutschland*, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, München 1988, S. 412–498 u. S. 738.

ten deutschen Juden war ein gewichtiger, zunächst sogar der gewichtigste Grund, der gegen ihre Auswanderung sprach.⁷

Bis 1939 forcierte und bremste der NS-Staat gleichermaßen die Auswanderung der deutschen Juden.⁸ Die Verdrängung aus der Wirtschaft förderte den Emigrationswillen, aber die Ausplünderung durch Vermögenskonfiskation und ruinöse Abgaben hemmte die Auswanderungsmöglichkeiten. Kein Immigrationsland ist an verarmten Einwanderern interessiert, und eine Heimtücke des Regimes bestand darin, dass es den Antisemitismus zu exportieren hoffte, wenn die aus Deutschland vertriebenen Juden zum sozialen Problem in den Aufnahmeländern würden. Hannah Arendt zitiert ein Zirkular des Auswärtigen Amts vom Januar 1939, in dem unmissverständlich ausgedrückt war »daß es sich bei diesen Verfolgungen nicht so sehr darum handle, die Juden loszuwerden, als den Antisemitismus in die westlichen Länder, in denen Juden Zuflucht gefunden haben, zu tragen [...] Dabei wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es im deutschen Interesse liege, die Juden als Bettler über die Grenzen zu jagen, denn je ärmer der Einwanderer sei, desto größer die Last für das Gastland.«⁹

7 Wolfgang Benz u. Marion Neiss (Hrsg.): *Deutsch-jüdisches Exil: das Ende der Assimilation? Identitätsprobleme deutscher Juden in der Emigration*, Berlin 1994; Wolfgang Benz u. Marion Neiss (Hrsg.): *Die Erfahrung des Exils. Exemplarische Reflexionen*, Berlin 1997.

8 Norbert Kamp: »Endlösung« durch Auswanderung? Zu den widersprüchlichen Zielvorstellungen antisemitischer Politik bis 1941, in: Wolfgang Michalka (Hrsg.), *Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge. Forschungsbilanz*, München 1989, S. 827ff.; Arthur Prinz: The Role of the Gestapo in Obstructing and Promoting Jewish Emigration, in: *Yad Vashem Studies* 2 (1958), S. 205–218; zugrunde liegt das Manuskript in der Wiener Library London; Arthur Prinz, *Die Gestapo als Feind und Förderer jüdischer Auswanderung*, WLP III, Nr. 792.

9 Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt a. M. 1955, S. 434; Wetzels: *Auswanderung aus Deutschland*, S. 479ff.

Die Welt verhielt sich gleichgültig gegenüber der Not der Juden. Im Juli 1938 fand in Evian am französischen Ufer des Genfer Sees eine Internationale Konferenz statt, die den Problemen der jüdischen Auswanderung aus Deutschland gewidmet war. Ein geladen hatte der amerikanische Präsident Roosevelt, gekommen waren Vertreter von 32 Staaten und vieler jüdischer Organisationen. Außer der Etablierung eines »Intergovernmental Committee on Political Refugees (IGC)« mit Sitz in London und der vagen Zusicherung einiger Staaten, die bestehenden Einwanderungsquoten könnten in Zukunft voll ausgeschöpft werden, geschah jedoch nichts, was die Emigrationsmöglichkeiten der Juden aus Hitlers Machtbereich verbessert hätte.¹⁰

Dem verstärkten Druck zur Emigration Anfang 1939 folgten massive Behinderungen durch den NS-Staat, die bis zum Auswanderungsverbot im Herbst 1941 andauerten und selbst im Kriege weiterhin aufrechterhalten wurden.¹¹ Der Kriegsbeginn fügte zu den vom NS-Regime verursachten Behinderungen und zu den von den Nachbarländern praktizierten Restriktionen noch weitere Hemmnisse der Emigration hinzu; der atlantische Seekrieg beeinträchtigte die Seewege nach Nord- und Südamerika erheblich. Nur noch spanische, portugiesische, argentinische und chilenische Reedereien hielten den zivilen Schiffsverkehr mit der Neuen Welt aufrecht. Nachdem Italien im Sommer 1940 in den Krieg eingetreten und somit auch das Mittelmeer Kriegsgebiet geworden war, entfiel auch die bisher noch mögliche Einschiffung in italienischen und griechischen

10 Fritz Kieffer: *Judenverfolgung in Deutschland – eine innere Angelegenheit? Internationale Reaktionen auf die Flüchtlingsproblematik 1933–1939*, Stuttgart 2002; Ralph Weingarten: *Die Hilfeleistung der westlichen Welt bei der Endlösung der deutschen Judenfrage. Das »Intergovernmental Committee on Political Refugees« (IGC) 1938–1939*, Berlin 1981.

11 David S. Wyman: *Paper Walls. America and the Refugee Crisis 1938–1941*. Amherst/Mass. 1968; ders., *The Abandonment of the Jews. America and the Holocaust 1941–45*. New York 1984.

Häfen. Mit dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 war schließlich der Weg nach Ostasien mit der Transsibirischen Eisenbahn versperrt. Die pauschale Ausbürgerung aller Juden durch das Deutsche Reich mit Verordnung vom 21. November 1941 machte aus den Flüchtlingen Staatenlose, was deren Aufnahme durch potentielle Asylländer zusätzlich behinderte.¹²

Die Besetzung weiter Gebiete Europas durch das Deutsche Reich entzog zahlreichen Flüchtlingen das bisher sicher geglaubte Refugium und zwang sie, sofern es noch möglich war, zur weiteren Emigration, was vor allem nach dem Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940 eine neue Fluchtwelle – größtenteils über die Pyrenäen nach Spanien, Portugal und nach Übersee, zum wesentlich geringeren Teil in neutrale Länder wie die Schweiz oder Schweden – auslöste. Nicht allen gelang diese Flucht und vergleichsweise wenige konnten im besetzten Europa mit gefälschten Papieren oder in Verstecken überleben. Aber für die Mehrzahl der jüdischen Emigranten, die in Westeuropa Schutz gesucht hatten, gab es keine Hilfe. Für 30.000 Menschen wurde das Exil zur Falle, sie wurden nach der deutschen Besetzung ihrer Asylländer in die Vernichtungslager im Osten deportiert und dort ermordet. Ihre Emigration mündete in den Holocaust.¹³

Der Kriegsbeginn am 1. September 1939 diente als Anlass für neue Schikanen gegen die noch in Deutschland lebenden Juden. Sie durften im Sommer ab 21:00 Uhr und im Winter ab 20:00

12 Rolf Vogel: *Ein Stempel hat gefehlt. Dokumente zur Emigration deutscher Juden*, München/Zürich 1977; Yehuda Bauer: *My Brother's Keeper. A History of the American Jewish Joint Distribution Committee 1929–1939*. Philadelphia 1974.

13 *Die jüdische Emigration 1933–1941. Die Geschichte einer Austreibung*. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main, unter Mitwirkung des Leo Baeck Instituts, New York (Katalog: Brita Eckert), Frankfurt am Main 1985.

Uhr ihre Wohnungen nicht mehr verlassen. Als »Reichsfeinden« war ihnen ab 20. September der Besitz von Rundfunkempfängern, ab 19. Juli 1940 von Telefonen verboten. Seit September 1939 konnten Juden nur noch in bestimmten Läden ihre (gegenüber »Ariern« erheblich gekürzten) Lebensmittelrationen erwerben. Penible Bürokraten dachten sich immer neue Verbote aus, z. B. Haustiere zu halten oder Leihbüchereien zu benutzen.

Seit Dezember 1938 waren Juden zur Zwangsarbeit verpflichtet, sie ersetzten in der Rüstungsindustrie die zur Wehrmacht Eingezogenen unter diskriminierenden Bedingungen im »geschlossenen Arbeitseinsatz«, d.h. sie wurden abgesondert von der »arischen« Belegschaft beschäftigt.¹⁴ Am 1. September 1941 erging die Polizeiverordnung über die Kennzeichnung von Juden: Vom 15. September an musste jeder Jude vom sechsten Lebensjahr an einen gelben Stern auf der Kleidung aufgenäht tragen. Damit war die öffentliche Demütigung und Stigmatisierung vollkommen, die Überwachung der verfolgten Minderheit perfekt. Mit einem lakonischen Erlass des Reichssicherheitshauptamts vom 23. Oktober 1941 war wieder eine Wegmarke erreicht: »Die Auswanderung von Juden aus Deutschland ist ausnahmslos für die Dauer des Krieges verboten«, und in einem Runderlass Himmlers Anfang Januar 1942 war die Absicht des NS-Regimes noch deutlicher formuliert, als es hieß, angesichts der angestrebten »Endlösung der Judenfrage« werde die Auswanderung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit und staatenloser Juden aus dem Deutschen Reich unterbunden. Die Entscheidung zum Mord war gefallen.¹⁵ Im

14 Wolf Gruner: *Der Geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938–1943*, Berlin 1997; ders., *Zwangsarbeit und Verfolgung. Österreichische Juden im NS-Staat 1938–45*, Innsbruck 2000.

15 Vgl. Joseph Walk (Hrsg.): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien –*

Herbst 1941 begann mit der systematischen, bürokratisch geregelten und bis ins Detail programmierten Deportation der Juden aus Deutschland die letzte Phase nationalsozialistischer Judenpolitik. Sie war nunmehr zielstrebig und ausschließlich darauf gerichtet, die europäische Judenheit auszurotten.¹⁶

Ein Entkommen aus Deutschland war nun kaum mehr möglich, es geschah unter abenteuerlichen Umständen trotzdem noch gelegentlich. Lotte und Herbert A. Strauss haben ihre lebensgefährliche Flucht in die Schweiz im Frühjahr 1943 beschrieben.¹⁷ Cioma Schönhaus ist 20 Jahre alt, als er in Berlin in den Untergrund flieht, nachdem seine Eltern im Juni 1942 ins KZ Lublin-Majdanek deportiert wurden. Sie sind dort ermordet worden, weil sie Juden waren. Der grafisch begabte junge Mann fälscht für einen Helferkreis Ausweise, mit denen deutsche Juden ihr Leben im Versteck retten wollen. Am 6. September 1943 bricht Cioma Schönhaus auf, um sich der Verfolgung in Berlin zu entziehen. Mit dem Fahrrad, ausgerüstet mit gefälschten Dokumenten – Personalausweis, Wehrpass, Urlaubsbescheinigung – und der notwendigen Frechheit, fährt er bis zur Schweizer Grenze, meistert alle Kontrollen unterwegs und kriecht schließlich bei Schaffhausen durch einen Bach in die Freiheit.¹⁸ Zu den Kontaktpersonen in der Schweiz, deren Adressen Cioma Schönhaus sich eingeprägt hat, gehört die Familie Fliess in Basel, die im spektakulären

»Unternehmen Sieben«, organisiert vom deutschen Widerstand, von Berlin nach Basel reiste. Auch deren Geschichte wird in diesem Buch erzählt.

Inhalt und Bedeutung, Heidelberg 1981, S. 353, 361, 363; Nürnberger Dokument NG 3935.

16 Wolfgang Benz: *Der Holocaust*. München 2014 (8. Aufl.).

17 Lotte Strauss: *Über den grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland*. Berlin 1997; Herbert A. Strauss: *Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943*, Frankfurt a.M. 1997.

18 Cioma Schönhaus: *Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Grafikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte*, Frankfurt a.M. 2004.

ANDRZEJ SZPILMAN

Mein Vater, der Pianist

Andrzej Szpilman, 1956 in Warschau geboren, ist der Sohn des weltberühmten Pianisten Wladyslaw Szpilman, dessen Geschichte vom renommierten Regisseur Roman Polanski in einem eindrucksvollen Kinofilm dargestellt wurde. Im Juli 2000 verstarb sein Vater im Alter von 88 Jahren in Warschau. Andrzej Szpilman lebt seit einigen Jahren in Deutschland im südwestlichen Dreiländereck und arbeitet dort in seiner Zahnarztpraxis. Zudem ist er Komponist, Musik-Produzent sowie auch Verleger. Sein Vater Wladyslaw Szpilman wurde 1911 in Warschau geboren und studierte in Berlin Musik. Er kehrte 1933 an seinen Geburtsort zurück und erlang dort große Anerkennung als Pianist und Komponist. In Warschau arbeitete er beim Polnischen Rundfunk. Im Jahre 1940 wurden die Warschauer Juden ins Getto gesperrt, so auch Wladyslaw und seine Familie. Dort wurden sie zwei Jahre gefangen gehalten und anschließend auf den »Umschlagsplatz« zum Abtransport in das Vernichtungslager Treblinka gebracht. Seine ganze Familie wurde dort 1942 ermordet, ihm jedoch gelang die Flucht. Er selbst überlebte in wechselnden Verstecken. Eines Tages entdeckte ihn der Wehrmachtsoffizier Wilm Hosenfeld, der ihn mit Lebensmittel versorgte und auf diese Weise sein Überleben gewährleistete. Unmittelbar nach Kriegsende schrieb er seine Memoiren nieder. In Warschau erschien 1946 die erste Ausgabe seines Buches, welches nun schon in annähernd vierzig Sprachen übersetzt wurde.

Im Gespräch mit Dan Shambicco | März 2017

Dan Shambicco: »Wann haben Sie zum ersten Mal vom Schicksal Ihres Vaters erfahren?«

Andrzej Szpilman: »Als ich dreizehn Jahre alt war, las ich zum ersten Mal das Buch, das mein Vater unmittelbar nach Kriegsende schrieb. Es lag unscheinbar in einer Ecke im Bücherschrank. Aber als ich das Buch las, war mir noch nicht klar, was das bedeuten würde. Die Überlebensgeschichte meines Vaters bewegte mich damals als Kind nicht sehr stark. Die Thematik rund um den Holocaust war in Polen auch lange nicht so präsent wie heute. Ich sprach mit meinem Vater auch nicht darüber. Zwischen den Opfern und ihren Kindern und, wie ich jetzt erkenne, zwischen den Tätern und ihren Nachkommen, wurde über die Geschehnisse des Krieges geschwiegen. Die Opfer wollten nicht darüber sprechen. Wir kamen erst kurz vor der Jahrhundertwende darüber ins Gespräch, als mein Vater nach der Veröffentlichung seines Buches in Deutschland damit konfrontiert wurde, wie sehr sich junge Leute für seine Lebensgeschichte interessierten. In Deutschland wurde im Vergleich zu anderen Ländern eine gründlichere, in diesem Sinne wegweisende Aufarbeitung des Holocaust geleistet.«

»Wie präsent ist Ihnen Ihr Vater heute in Ihrem Denken, Handeln und Ihrer Gefühlswelt?«

»Mir ist bewusst, was für ein großartiger Musiker und sehr begabter Mensch mein Vater war. Er ist mir sehr präsent und ich denke, dass meine Aufgabe darin besteht, sein Überleben nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Menschen müssen verstehen, welches Schicksal dahinter steht. Mein Vater prägte auch meine Liebe zur Musik.«

»Welche Werte Ihres Vaters prägen und bestimmen Sie noch heute?«

»Mein Vater pflegte zu sagen: ›Ein Mensch, der nie verzeihen kann, ist kein Mensch.‹ Daraus konnte ich viel Wertvolles für mein Leben gewinnen. Auch Anstand und Respekt vor jedem Menschen, Großzügigkeit und Verständnis sind die wertvolle Werte, welche mir mein Vater ans Herz legte. Schon ein Säugling hat seine eigene unverwechselbare Persönlichkeit und diese Persönlichkeit hat seine Rechte. Wir sind aufgefordert, schon das kleinste Kind immer mit Respekt zu behandeln. So wird man selbst später auch von den Kindern mit Respekt behandelt. Ich habe meinen Vater enorm respektiert und auch ich wurde von ihm respektiert. Ich trage diese Werte und die Botschaft meines Vaters weiter.«

»Welchen Bezug haben Sie zur Musik?«

»Musik ist enorm wichtig und hat eine starke Bedeutung! Es gibt dabei mehrere wichtige Aspekte. Es ist nachgewiesen, dass ein junger Mensch, der ein Musikinstrument erlernt, alle seine Gehirnzonen dabei aktiviert. Die Entwicklung verläuft dabei positiv anders. Es herrscht auch eine differente Erziehungsebene bei den Familien in denen Musik gespielt wird. Zudem besänftigt Musik bekanntlich die Sitten. Für mich ist sie mein Lebensinhalt. Ich lebe von- und häufig auch für die Musik. Ich selbst habe auch einiges an Musik komponiert und produziert. Die Liebe zur Musik habe ich natürlich meinem Vater zu verdanken.«

»Welchen Erfolg konnte das Buch sowie die Verfilmung ›Der Pianist‹ von Roman Polanski verzeichnen?«

»Weltweit wurde die Überlebensgeschichte meines Vaters gewürdigt. Das Buch wurde von den wichtigsten Zeitungen in USA, England und Frankreich als Buch des Jahres bezeichnet. Es wurde nun in annähernd vierzig Sprachen übersetzt und ist jetzt nach 20 Jahren stets sehr begehrt. Es fiel mir jedoch nicht leicht, das Buch zu bearbeiten. Ich spürte die Verantwortung, als es veröffentlicht wurde. Das Buch ist lebendig und heimatlich. Auch die Verfilmung des Buches *Der Pianist* erhielt sämtliche Auszeichnungen. Er wurde mehrfach zu den Golden Globes nominiert und zudem siebenfach zu den Oskars. Er erhielt dabei drei. In Cannes wurde er mit der Goldenen Palme ausgezeichnet. Auch in Polen, Japan und England erhielt er Preise und Anerkennung. Roman Polanski hat persönlich das schreckliche Leid im Getto von Krakau erlebt und verstand deshalb sehr gut, wie wichtig es ist, alle, vielfältigen Aspekte der Geschichte zu respektieren. Bei keinem anderen Regisseur wäre dies möglich gewesen.«

»Sind Sie glücklich in Deutschland?«

»Ja, ich lebe nun seit dem Jahre 1983 in Deutschland und fühle mich sehr wohl. Es war schon damals, wie ich glaube das demokratischste Land der Welt und die Menschen sind sehr offen, tolerant und haben einen sehr ausgeprägten Sinn für Demokratie.«



Wladyslaw und Halina Szpilman.
Bildaufnahme; 1955 *Privatbesitz Andrzej Szpilman

Andrzej Szpilman berichtet

Mein Vater hat kaum über seine Kriegserlebnisse gesprochen. Dennoch begleiteten sie mich seit meiner Kindheit: Durch sein Buch *Der Pianist*, das ich mir mit dreizehn Jahren heimlich aus einer Ecke des Bücherschranks meiner Eltern fischte, habe ich erfahren können, warum es in unserer Familie keine Großeltern väterlicherseits gab und warum mein Vater nie über seine Familie sprach.

Das Buch habe ich damals gelesen und das Gelesene schnell verdrängt. Auch wenn es mir einen Teil meiner Identität erschloss, haben wir nicht darüber gesprochen.

Was das Leben und Schaffen von Wladyslaw Szpilman jenseits des Buches *Der Pianist* und der Verfilmung durch Roman Polanski angeht, will ich dazu beitragen, den wahren Musiker und Künstler Szpilman kennenzulernen und besser zu verstehen.

Es war schon immer mein größtes Anliegen, das Schaffen meines Vaters Wladyslaw Szpilman einem breiten Publikum

außerhalb von Polen vorstellen zu dürfen. Aus vielen Gründen schien es lange unmöglich zu sein, mit seinem Werk in den Westen durchzudringen. Auch wenn er mehr als zweitausend Mal im Westen konzertierte, wurde das kaum von der dortigen Schallplattenindustrie dokumentiert. Für das damalige polnische Regime war er dagegen lediglich als Komponist von Unterhaltungsmusik von Bedeutung. Und diese wurde verbreitet, ohne den Urheber immer benennen zu müssen. Als Komponist der ernsten Musik wurde er nicht gefördert. Dafür eigneten sich solche besser, die das kommunistische Land nach außen gut vertreten konnten, mit rein polnischen Namen. Die konnte man als Produkt der neuen Ordnung präsentieren, mit einem entsprechenden nationalen Stolz und staatlich unterstützter Promotion.

So kam seine in den 1930er Jahren begonnene rege kompositorische Tätigkeit auf diesem Gebiet nach dem Krieg zum Stillstand. Mein Vater widmete sich dann nur noch einmal dem Komponieren ernster Musik. Als Polen im März 1968 von einer Welle des Antisemitismus erschüttert wurde, komponierte er seine *Kleine Ouvertüre*, eine Ballettmusik, rekonstruierte den Walzer im alten Stil, instrumentierte mehrere Chansons für großes Orchester –zusammen etwa 60 Minuten Musik. Heute weiß ich, dass er auf diese Weise seine Depression bewältigen konnte, ähnlich wie er 1940 an seinem *Concertino* für Klavier und Orchester arbeitete, um nicht an die Errichtung des Warschauer Gettos denken zu müssen. Keines der Werke wurde je bei ihm vom Kulturministerium bestellt, wie es ansonsten im Falle anderer vom Staat gerne gesehener Komponisten gepflegt wurde. So wie ich mich an seine kompositorische Arbeit im Jahr 1968 erinnere, an die auf dem Tisch ausgebreiteten Partituren, weiß ich, dass er das Komponieren liebte. Er tat es aus einem inneren Bedürfnis heraus und weniger zur Begeisterung der Musikkritiker, die bei seinem Werk vergebens nach Spuren der Avantgarde suchen durften. Doch stand er damals dem



*Wladyslaw und Andrzej Szpilman.
Bildaufnahme; 2000 *Privatbesitz Andrzej Szpilman*

viel zu nahe, was seine amerikanischen Zeitgenossen schrieben, um sich in das sozialrealistische Kulturgut des damaligen Polen integrieren zu lassen.

Wie gesagt; mit dem Namen Szpilman wurde man nicht als Exportschlager angesehen. Polnische Unterhaltungsmusik war durch das rechtliche System der polnischen Verwertungsgesellschaft ZAiKS an die polnischen Texte zu Gunsten linientreuer Textdichter gebunden, und erst nach dem Tod meines Vaters wurde es durch eine Überführung seiner Urheberrechte in die deutsche Verwertungsgesellschaft GEMA möglich, seine Songs mit englischen Texten in den USA aufzunehmen. Namhafte amerikanische Songtexter wurden von mir gebeten, an dem Projekt mitzuwirken, und so entstand mit Unterstützung einiger herausragender Musiker in Los Angeles eine CD mit zwölf von Wendy Lands gesungenen Chansons meines Vaters. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit kam es dadurch übrigens zur ersten Präsentation von Songs eines in Polen schaffenden Komponisten in den USA.



*Portrait Wladyslaw Szpilman.
Bildaufnahme; 1946 *Dorys*

Vor allem eines aber konnte die polnische staatliche Macht nicht zerstören: Seit dem Jahr 1934 verband ihn eine enge Freundschaft mit Bronislaw Gimpel, dem großen amerikanischen Geiger polnischer Abstammung. In diesem Jahr kam Gimpel, bereits ein berühmter Virtuose, zu einer Konzertreihe nach Polen (kurz zuvor war er vom italienischen König Vittorio Emanuele III. mit einem Orden dekoriert worden, trat vor



Wladyslaw Szpilman.
Bildaufnahme; Warschau 1997 *Privatbesitz Andrzej Szpilman

Papst Pius XI. auf und spielte auf einer von Paganinis Geigen an dessen Grab in Genua). Unzufrieden mit dem ihm gestellten Pianisten, forderte er seinen Impresario auf, einen neuen Pianisten für ihn zu suchen. So kam es zu einem Probespiel, was zu einer über vierzig Jahre andauernden Zusammenarbeit beider Künstler führte. Natürlich verstanden sich beide phantastisch, nicht nur als Künstler. Es verband sie eine gewisse Brüderlichkeit. Ich habe den Eindruck, dass Bronislaw Gimpel eine Brücke für meinen Vater bildete zwischen der noch intakten Vorkriegszeit und der Zeit nach dem Krieg, nach dem Verlust der Familie, wo nur die Musik noch dieselbe geblieben war.

Konzerte mit Szpilman zu planen, war für Gimpel immer mit einem Risiko verbunden. Man wusste nicht, ob mein Vater zu den Konzerten in den Westen ausreisen durfte, denn manchmal machte ihm der Staat Passschwierigkeiten. Einmal, 1947, kam mein Vater nach Rom zu einer Italientournee erst am Tag des ersten Konzertes. Sie spielten dann ohne Probe,

aber das Repertoire hatten sie bereits vor dem Krieg geprobt. Und umgekehrt: Gimpel durfte lange Zeit, zwischen 1968 und 1976, nicht nach Polen einreisen. Aus für alle unklaren Gründen wurde er in Polen zur »persona non grata« erklärt. Ähnlich ging es damals vielen Künstlern jüdischer Abstammung, sogar dem ebenfalls mit meinem Vater befreundeten Arthur Rubinstein. In dieser Zeit, wie auch zwischen 1948 und 1956, der Zeit der schlimmsten stalinistischen Diktatur in Polen, war der Kontakt meines Vaters zu Bronislaw Gimpel eingeschränkt. Trotzdem konnten sie später noch viele gemeinsame Tourneen unternehmen, nach Polen, Italien, Frankreich, Deutschland und Südamerika. Mit wenigen Ausnahmen hielt Gimpel sein Wort, das er Szpilman bei ihrem ersten Treffen gegeben hatte: »ab jetzt spiele ich nur mit Ihnen«.

Als mein Vater sich mit der Gründung des Internationalen Songfestivals in Sopot 1961 als guter Organisator erwies, wurde er von Szymon Zakrzewski von der Künstleragentur PAGART mit der Bildung eines Kammerensembles beauftragt. Natürlich bat er sofort Gimpel um seine Mitwirkung, und so suchten die beiden Herren unter den, zu dieser Zeit verfügbaren besten Musikern Polens, drei weitere aus und gründeten das Warschauer Klavierquintett, mit dem sie im Januar 1963 in der Londoner Wigmore Hall mit großem Erfolg ihre erste Welttournee eröffneten und dann bis 1967 mehrere hundert Konzerte in allen Kontinenten in dieser Formation absolvierten. Dann erhielt Gimpel einen Ruf als Professor in Connecticut, trennte sich aus Zeitgründen vom Warschauer Klavierquintett und überließ die alleinige Leitung meinem Vater. Das Warschauer Klavierquintett spielte bis zu seiner Auflösung im Jahre 1986 an die 2000 weitere Konzerte weltweit. Das einzigartige an diesem Ensemble war seine feste Zusammenstellung. Üblicherweise nahm und nimmt ein Streichquartett einen Pianisten zu gelegentlichen Quintett-Aufführungen hinzu. Hier resultierte die langjährige, ständige Zusammenarbeit in einem Zusam-

menwachsen, in einer Verschmelzung der Temperamente. Durch den Verzicht auf die Exponierung der eigenen künstlerischen Persönlichkeiten dienten alle Musiker dem Werk und fanden damit die höchste Anerkennung des Publikums und der Kritik auf der ganzen Welt.

Mein Vater befand sich im Quintett zugegebenermaßen in seinem Element. Nach seinen traumatischen Kriegserlebnissen, die der Weltöffentlichkeit durch die Veröffentlichung seines Tagebuches *Der Pianist* und spätestens nach dessen Oscar-preisgekrönter Verfilmung durch Roman Polanski bekannt wurden, sah er sich nicht mehr in der Lage, seine pianistische Solokarriere intensiv voran zu treiben. Obwohl er durch sein Studium in den 1930er-Jahren bei Aleksander Michalowski, Josef Smidowicz, Leonid Kreutzer und Arthur Schnabel bestens darauf vorbereitet war, unternahm er nach 1950 nur wenige Tourneen, auf denen er als Solist Rachmaninows Rhapsodie über ein Thema von Paganini op. 35 und Brahms 1. Klavierkonzert d-Moll op. 15 spielte. Nach der Lockerung des »eisernen Vorhangs« 1956, durfte er wieder mit Gimpel ins Ausland reisen und verzichtete auf Soloauftritte, die ihn nervlich zu sehr belasteten. Mehrmals betonte er später, dass ihn die Präsenz weiterer Musiker auf der Bühne stärkte. Ich kann mir auch gut vorstellen, dass er die Einsamkeit eines Solisten nach dem Konzert nicht ertragen konnte. Nach Jahren der Einsamkeit in den Ruinen des durch den Krieg zerstörten Warschaus wollte er nicht alleine durch die Welt reisen.

Als eine dauerhafte Lieblingsbeschäftigung empfand er daher seine Arbeit beim Polnischen Rundfunk. Anfang April 1935 begann er dort seine Tätigkeit als Hauspianist. Er begleitete Solisten, spielte mit dem Orchester ernste und Unterhaltungsmusik, spielte Jazz, klassische Recitals und erfüllte eine damals besondere Aufgabe: er führte musikalisch live durch die Sendung. Während die geladenen Gäste vor dem Mikrophon wechselten, sorgte er für die musikalische Überleitung durch Improvisation von einem in das andere Stück, von einer in die andere



Wladyslaw Szpilman - Kennkartenfoto Warschauer Ghetto
Bildaufnahme; Warschau 1940 *Dorys

Tonart, solange bis der Wechsel vollzogen war, was manchmal Minuten dauerte. Mit dem Rundfunk-Orchester und Grzegorz Fitelberg, dem langjährigen Weggefährten Szymanowskis und damals bedeutendsten Dirigenten Polens, reiste er 1937 zu Pariser Weltausstellung, um dort Szymanowskis Symphonie Concertante zu spielen. Sein Chopin-Recital am 23. September 1939 hat als letzte Livesendung des Polnischen Rundfunks vor der Abschaltung und Zerstörung des Senders historische Bedeutung erlangt. Die folgenden Jahre brachten ihm Zerstörung von allem, was ein Mensch und Künstler besitzen kann.

Nach zwei Jahren Gefangenschaft im Warschauer Getto, täglich bedroht und ums Überleben kämpfend, nach dramatischen Ereignissen auf dem Umschlagplatz des Warschauer Gettos, wurde seine ganze Familie 1942 nach Treblinka abtransportiert und ermordet. Nicht einmal Fotos oder Persönliches blieben zurück. Die Familie sollte samt ihren Wurzeln und ihrer Geschichte ausgerottet werden. Er selbst überlebte wie durch ein Wunder. Er war bereits vor dem Krieg durch seine Auftritte im Rundfunk wie auch durch seine Chansons aus den Kinofilm musiken sehr berühmt geworden. Das half ihm, als Pianist im Getto für die Familie zu sorgen. Auch am Umschlagplatz wurde er erkannt und von einem ihm unbekanntem jüdischen Polizisten dem Todestransport entrissen. Später durfte er mit einer jüdischen Arbeitsgruppe außerhalb des Gettos das Haus des deutschen Kommandanten in Warschau, Kutschera, renovieren, von wo aus er fliehen konnte. Versteck fand er bei Freunden vom Polnischen Rundfunk. Etwa 30 Polen haben ihm danach Hilfe geleistet, um die 600 waren in seine Unterstützung involviert, darunter Witold Lutoslawski und die Geigerin Eugenia Uminska, die Konzerte gaben, um Geld für seine Rettung zu sammeln. All diese Menschen verband eines: die Musik.

Auch gegen Ende des Krieges rettete ihn seine Kunst. Über Monate hinweg alleine in den Ruinen des zerstörten Warschaus, schöpfte er seine Kraft aus der Musik, indem er alle ihm bekannten Stücke im Kopf repetierte. Ich stand meinem Vater sehr nah, aber nie konnte ich es mir erklären, woher dieser zarte Mensch die übermenschliche Kraft nahm, all dies Schreckliche zu überstehen. Musik scheint mir die einzig mögliche Antwort zu sein. Im November 1944, bei Temperaturen von weit unter minus zwanzig Grad, stand mein Vater kurz vor dem Hungertod, als ihn ein deutscher Offizier in seinem Versteck entdeckte. Auch er befand sich offensichtlich in einer verzweifelten Lage und sehnte sich nach etwas Musik in der Ödnis

der zerstörten Stadt. Er bat meinen Vater, für ihn Klavier zu spielen. Die Chancen, einem deutschen Humanisten in dieser Zeit und unter diesen Umständen in Warschau zu begegnen, waren gleich Null. Und doch, was die beiden verband, war die Liebe zu Musik. Hosenfeld versorgte meinen Vater mehrmals mit Proviant und half ihm, ein besseres Versteck zu finden.

Heute wissen wir, dass Wilm Hosenfeld bereits im September 1939 gegen das herrschende Unrecht angetreten war, und mehreren Menschen – meines Wissens nach mehr als zwölf – geholfen hat, zu überleben. Ohne Rücksicht auf die ihm und seiner Familie drohenden Repressalien, setzte er sich für die Rettung und Unterstützung der Unterdrückten ein – und das unabhängig von der Abstammung, Religion, politischen Ansichten oder Nationalität dieser Menschen.

Der Name des Offiziers blieb während des Krieges meinem Vater unbekannt. Erst gegen Ende 1950 gelang es meinem Vater, den Namen des Offiziers zu erfahren. Die sofort unternommenen Versuche, Hauptmann Wilm Hosenfeld zu retten, blieben jedoch erfolglos. In dieser Zeit wollte man keinen Westdeutschen aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Wilm Hosenfeld starb 1952 in Stalingrad.

Sein Einsatz wurde 2007 posthum mit einem hohen polnischen Orden – der Polonia-Restituta-Medaille – vom polnischen Präsidenten gewürdigt und in Israel wurde er 2009 als »Gerechter unter den Völkern« geehrt. Ehrungen in Deutschland bleiben bis heute aus.

Unmittelbar nach der Befreiung Warschaus im Januar 1945 nahm mein Vater seine Tätigkeit im Rundfunk wieder auf. Dort fühlte er sich sofort wieder zu Hause. Nachts schlief er unter dem Flügel, tagsüber schrieb er Arrangements für die zusammen gesammelten Musiker, organisierte die Sendungen, komponierte Chansons, spielte Konzerte als Solist und Begleiter. Schnell erlangte er seine Fingerfertigkeit wieder. Die noch vorliegenden ersten Archivaufnahmen stammen aus der Zeit



Wladyslaw Szpilman beim Polnischen Rundfunk
Bildaufnahme; Warschau 1948 *Privatbesitz Andrzej Szpilman

seiner ersten Tournee nach Skandinavien vom Schwedischen Rundfunk in Stockholm aus dem Jahr 1946. Ich muss mir bisweilen die Frage stellen, wie er wohl ohne die fünfjährige Unterbrechung gespielt hätte.

1947 reiste er mit Bronislaw Gimpel nach Frankreich und Südamerika. Dort erhielt er von Verwandten einige Familienfotos zurück, die vor dem Krieg von der Familie dorthin geschickt worden waren. Die einzigen, die es noch gab. Eine besondere Rolle spielte Gimpel auch in der Geschichte der Klaviersuite *Das Leben der Maschinen*. Ähnlich wie die Fotos der Eltern und Geschwister, wurde sie wie durch ein Wunder gleichsam aus dem Jenseits zurückgeholt. Kompositionen während der Studienzeit 1932 bei Franz Schreker in Berlin, hatte mein Vater wenig später in Abschrift an den Pianisten Jakob Gimpel über dessen Bruder Bronislaw in die USA geschickt. Das Originalmanuskript wurde zusammen mit seinem Violinkonzert und allen anderen Werken aus der Vorkriegszeit bei dem Brand eines Hauses, in dem er sich 1944 versteckt hielt,

vernichtet. Nach dem Krieg konnte mein Vater nur noch den letzten Satz, die Toccata, rekonstruieren. Die vollständige Suite wurde erst im Jahre 2001 in Los Angeles wiedergefunden (von Peter Gimpel, dem Sohn von Jakob) und ist inzwischen veröffentlicht worden.

Bis 1963 war er als stellvertretender Musikdirektor des Polnischen Rundfunks tätig. In dieser Zeit und später bis 1970 komponierte er um die 500 Songs. 50 davon erfreuten sich einer enormen Popularität. Manchen wurde Amerikanismus vorgeworfen und sie wurden deshalb nie aufgenommen. Besonders gerne komponierte er für Kinder. Es entstanden 30 Kinderlieder sowie auch ca. 20 Hörspiele. Mein Vater verstarb am 6. Juli 2000. Er durfte die Veröffentlichung und Verbreitung seines Buches noch miterleben. Gleich nach Erscheinen 1999 wurde es zum Bestseller in England und den USA. Daran hatte er nie geglaubt, denn er meinte, dass sich niemand für seine und die Geschichte seiner Familie interessieren würde. Er war ein Mensch, der für die Musik lebte und der durch die Musik überleben konnte.